

Schreinermeister Lilienbart

Autor(en): **Matthey, Maja**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **18 (1914)**

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575271>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Will eine Ruh mir suchen...

Will eine Ruh mir suchen, Die nicht von dieser Welt. Der Abend rauscht in Buchen Und legt sich müd aufs Feld.	Ich fühle, daß im Weiten Ein seliges Reich muß sein. Des Stroms goldkühles Gleiten Schlummert allmählich ein.	So will ich denn mich fügen, Dem Tag und seiner Last. Auf schweren Wolkenzügen Silbert des Mondes Glast.
Es ist ein Schmerzvoll Drängen In meiner Brust erwacht. Der Tag fliehet von den Hängen Und senkt sich in die Nacht.	Ich fühle, daß im Schatten Noch lichte Pfade gehn. Ueber den schwarzen Matten Unirdische Stimmen wehn.	Ueber die schlafenden Buchen Ein segnend Leuchten fällt. Will eine Ruh mir suchen, Die nicht von dieser Welt.

Adolf Attenhofer, München.

Schreinermeister Lilienbart.

Erzählung von Maja Matthen, Zürich.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Dort, wo die Straße der Stadt aus den Geschäftshäusern, den eleganten Restaurants, den Theater- und Konzertbauten in das Viertel der kinderreichen Leute führt, wo den Tag über die Straße widerhallt vom Getrappel eiliger Kinderfüße, vom Gezitscher emsiger Plappermäulchen und dem rauhen Rufen gebrochener Knabenstimmen, dort steht an der Ecke ein Häuslein, etwas niedriger als die andern, mit einem breiten, altmodischen Vordach, darunter ein blaues Emailschild baumelt, so blau wie der Himmel zur Frühlingszeit. In verschnörkelten, mit Rosen und Blattwerk eingelegeten Buchstaben ist darauf zu lesen: Schreinermeister Lilienbart. Diese bunte Schilderei, die auf einen altpäterischen Geschmack und eine warme Freude an Farben deutet, sticht aus dem Einerlei des übrigen Häuser- und Gassengewirrs heraus, wie ein funkelnder Maientag aus dem Grau eines neblichten und verwölkten Himmels.

„Schreinermeister Lilienbart,“ schrieten die Kinder auf der Gasse, faßten sich an den Händen und schritten im Kreise singend: „Lilienbart, Lilienbart, mach mir ein Bettlein zart und mir eine Wiege! Lilienbart, Lilienbart, bau mir zur Himmelfahrt eine Stiege!“

Die Tür der Werkstatt öffnete sich. Ein Mann im Schurz, den Hobel in der Rechten, ein paar Späne in dem langen fuchsroten Bart, sprang heraus und suchtelte mit dem Hobel gegen die Kinder. „Schert euch, Faulpad!“ rief der Gereizte.

Die Kinder verstummten im Augenblick. Dann wagte sich eines der Beherzteren vor. „Eine Wiege, Lilienbart, eine Wiege...“

„Eine Stiege zur Himmelfahrt,“ echoten die andern, sprangen um den sich wehrenden Mann und haschten nach dem Spänlein, das ihm im Gewand hing. Dabei gelang es ihnen, einen Blick in die Werkstatt zu tun. O, du Herrlichkeit! Da stand allerlei Gerümpel, Stühle und Tische und Schränklein, Konsolen und Truhen, die alle an einem Schaden krankten. Da drinnen sah es aus wie in dem Märchenbuch, dessen Bilder sie alle kannten.

Der unbeholfene Mann konnte sich der Kinder nicht erwehren. Immer heftiger drängten sie, bis er einen der Blondköpfe hochhob, schüttelte und ihm drohend versprach, daß sein Hobel, der so wohl verstände, das Holz weiß und glatt zu schälen, auch wohl so ein widerspenstiges Mägdlein um Zopf und Haar zu bringen vermöge. Da stob die Schar kreischend auseinander. Nur das Gefangene hielt der Meister noch eine Weile hoch, gleichsam den Davonstiebenden zur Warnung vor ähnlichem Schicksal, bis sein Blick in zwei schreckgeöffnete Augen fiel. Die waren wie blaue Steine anzusehen, ohne Ausdruck und ohne Leben, und waren entsezt auf den Hobel gerichtet, den der Schreiner in der freien Hand schwang. Da erbarmte sich Lilienbart des Häufleins Angst, und mit dem Erbarmen war auch der Zorn über

die Kinder verflögen, die ihm zum Spott und seinem Namen zum Vergernis das Reimlein gefungen hatten. Er stellte das Kind sachte auf den Boden, hielt es noch eine Weile fest am Schürzlein, als er merkte, wie die Füße gar geschwind den Gespanen nachstrebten. Etwas Weiches kam dabei in seinem Herzen empor, etwas Zartes und Altväterisches, das wie der Blumenzierat in seinem Schilde war. „Wie heißest du Böglein?“ fragte er vorsichtig. Das Kind war nicht so schnell zu gewinnen. Zu sehr war ihm die Sorge um seinen Haarschopf ins Herzlein gefahren. Da wußte der Mann nichts anderes zu tun als die zappelnde Angst freizugeben.

Wie er sie so dahinschießen sah, das Hällein einwenig zur Seite gebogen, immer auf dem rechten Fuß voraushüpfend, den linken schlenkernd nachziehend, da tauchte eine Kindheits Erinnerung in ihm auf. Er sah das freie Dorfplätzchen vor sich, dunkel beschattet von Nuß- und Lindenbäumen, und zwischen den Stämmen das Breneli, der Sali Anna ihr jüngstes Kind.

„Breneli,“ rief er laut, „Breneli!“ Das Kind stuzte beim ersten Anruf, wandte den Kopf beim zweiten, und als er zum dritten Male Breneli sagte, blieb es stehen, wandte sich herum und steckte den Finger ins Mäulchen.

„Ja, es ist das Breneli,“ sagte der Schreinermeister Lillenbart. Sogleich verwarf er den Gedanken wieder, schalt sich einen Simpel und Zeitverdrehler, der ein Kindlein, das vor vierzig Jahren jung gewesen war, nun vor sich zu sehen glaube in der gleichen Gestalt wie einst. „Ach nein, die Bre seiner Jugend, die war jetzt eine herbstehende Frau, die war wie er über die Jugend hinaus, aber das Kind, das Kind!“ Er strich sich über den Fuchskopf und fraute sich im Fuchsbart. Dabei kamen ihm ein paar Spänlein in die Finger. „Einen Stundenlohn veräumte ich da mit dem Kindergerüsturm,“ brummte er, „und das Geld ist noch nicht billiger geworden als früher. Es kostet immer noch Schweiß und Zeit, bis so ein Taglöhnlein wohl ausgibt.“

Ohne sich umzusehen, ging er zurück in seine Werkstatt, fuhr mit dem Hobel über das weiße Holz und zeichnete das Stücklein heraus, das er zum Fliesen brauchte. Beim Sägen tropfte es ihm schwer von der Stirn. Ein Astansatz war mitten in sein Schneidwerk gefahren. Die Säge wollte nicht vorwärts, nicht rückwärts beißen.

„Lillenbart,“ verhöhnnte er sich, „Lillenbart, Kinder-spott, ja, recht so. Kannst nicht einmal ein glattes Stück heraussägen!“

Der Leim sott im Tiegel. Da warf er die angefangene Arbeit hin, stellte den Leimtopf aufs Fenster Sims und setzte sich auf die Truhe, die als solidestes Stück in der Werkstatt stand. „Die Bre,“ schoß es ihm durch den Sinn, „die Bre!“ Seine Hausfrau rief ihn zum Abendessen. Sie mußte zweimal rufen und, wie sie es in der Gewohnheit hatte, wenn der Mann auf sich warten ließ, gegen die Türe mit dem Kochlöffel poltern, zum Zeichen, daß ein Gewitter im Anzuge sei, wenn die Erdäpfel in der Pfanne anbrannten, wegen ihm, wenn der Kaffee übersott, wegen ihm, und die Milch einen häßlichen dicken Pelz bekam vom Stehen, alles wegen ihm, wegen seiner Saumseligkeit.

„Lillenbart!“ wiederholte sie entrüstet und klopfte nochmals mit dem Kochlöffel gegen die Türe seiner Werkstatt und dem Meister mitten hinein in seinen Traum. Seufzend stand er auf.

„Es war Zeit,“ betonte sie scharf, rümpfte die Nase und zog das Fleisch von ihr zurück, um sich einen strengen Anschein zu geben.

„Ja, Kathrin,“ antwortete der Mann geduldig, nahm sich eine Stabell und setzte sich an seinen Platz.

„Was stierst du?“ forschte die Frau. „Willst du ein Loch in die Luft oder gar in den Himmel gucken?“ Dabei schüttete sie die Erdäpfel aus der Pfanne auf den Tisch, schob die Kaffeebecken zurecht und begann mit dem Messer zu hantieren.

„Frau,“ beehrte er da auf, besann sich gleich wieder und sagte in sanfterem Tone: „Eine Stiege soll ich bauen, bis in den Himmel, sangen die Kinder und schritten dazu den Reigen, Frau, eine Stiege bis in den Himmel, und das eine, das da mitgefungen hat, es war freier wie die andern und kam mir warm und zappelich in den Arm zu liegen, das war das Breneli!“

Die Frau wußte nichts von einem Breneli; aber sie hatte ihrem Manne kein Kind gegeben, so duckte sie sich und mußte es leiden, daß er nach andern Kindern auslugte.

„Das Breneli?“ fragte sie lauend. Eine wilde Eifersucht packte sie. „Ei, das Breneli,“ wiederholte sie.

Der Meister schob den Teller mit Erdäpfeln zurück: „Gute Nacht, Frau!“

„Breßierst du so nach dem Breneli?“ konnte sie sich nicht enthalten, ihm nachzurufen, und gab der Stabell, darauf er gefessen, einen Stoß, daß sie in eine Ecke des Raumes flog. Durch die Worte der Frau wurde es dem Meister klar, daß es die Sehnsucht nach seiner Jugend war, die ihn aus dem Hause trieb. Jrgendwo in der Nähe mußte ein Goldköpfchen wohnen. Jrgendwo erzählte ein Plappermäulchen, was ihm an Abenteuerlichem der Tag gebracht. Vielleicht konnte er einen Glanz oder einen Ton erhaschen. Er schritt die Straße ab, sah hinein, wo die Haustüren offen waren, und wo ein Kindlein lief, blickte er ihm auf den Popf. Aber keins hatte solch goldiges Seilchen im Rücken hängen wie das Breneli, das ihm warm im Arm gelegen hatte. Er sah, wie die Laternen angezündet wurden, und machte sich auf den Heimweg.

Die Rosen glänzten bunt im blauen Schilde, das über seiner Türe hing. Das hatte er von daheim aus dem Dorfe mitgebracht in die Stadt. Schon sein Vater war ein Schreiner gewesen. Wäre jemand aus der Verwandtschaft der Bre hier vorbeigekommen, das Schild hätte ihm verkündet, daß hier einer wohne von Schwarzseen, daß hier einer war aus dem Dorfe, dazu auch sie gehört hatten, ehe die Stadt sie aufnahm, die große, alles verschlingende, ummodellende und neuprägende Stadt.

„Keines hätte mir den Schimpf angetan und wäre vorbeigegangen,“ dachte Lillenbart, und wie er die Türe aufstieß zu seinem Weibe, stieß er den Eindruck des Tages zurück. Heiß warf sich ihm die Kathrin entgegen.

„Kathrin,“ murmelte er, „Kathrin, die Zeit ist vorbei!“

„Nein,“ trotzte sie wild. „Nein, Mann!“ Sie blies das Licht aus und ließ nur den Schein von der Straße durchs Fenster hereinfallen. Der war sanft und verwischte die Einzelheit und hob das Ganze.

„Kathrin, du Wilde,“ stöhnte der Mann und vergrub sich in ihre Zärtlichkeit. Früh am Morgen stand das Weib auf, strich um die Nachbarin herum und fragte einem Mägdlein nach, das auf den Namen Breneli höre. Die Nachbarin wußte nichts zu sagen. Sie wagte sich weiter in die Straße hinein, immer mit dem gleichen Mißerfolg. Um Mittag schlug ihr Kochlöffel hart an die Türe des Schreiners. „Lilienbart,“ rief sie, „Lilienbart!“ Der kam, schlürfte seine Suppe und wunderte sich, daß die Fleischstücke darin hart und das Gemüse nicht weich war. Noch nie war das gewesen in seiner Ehe, in all den vielen Jahren, die zwischen ihrer ersten gemeinsamen Suppe und dieser lagen. Oder waren seine Zähne stumpf geworden und abgenutzt, wie alles wird mit der Zeit? Die Frau schalt nicht, als er die Fleisch- und Gemüsetüchchen unberührt vom Teller auf den Rand hinausshob. Nach Mittag zog die Frau wieder aus, blieb an jedem Spielplatz stehen, und wo ein paar Kinder im Reigen schritten, hielt sie an und suchte nach dem Breneli. Sie wußte nicht, warum sie nach dem fremden Kinde forschte. Sie tat es aus einem dunkeln Triebe heraus, aus einer Leidenschaft, aus einer Eifersucht und einem dumpfen Gefühl, das sie anstachelte, das Kind sehen zu wollen, daran ihres Mannes Herz warm geworden war.

Lilienbart wußte nichts von dem Treiben der Frau. Er stand in seiner Werkstatt, ließ die Späne fliegen und setzte ab und zu den Hobel ab, lauschte hinaus, als könnte er den Ton eines Ringelreigens auffangen, als müßte ein süßes Stimmchen aus der Menge anderer hervortönen: „Lilienbart, Lilienbart, mach mir eine Wiege, mach mir zur Himmelfahrt eine Stiege!“ Er begriff nicht, wie ihn die unschuldigen Verslein jemals zu ärgern vermochten. „Daß ich ein solcher Griesgram war,“ sprach er. Fast unbewußt formte er Brettlein zu Brettlein, schob Querbalken unter und baute ein Wieglein zurecht. Das sollte dem Breneli gehören. Wenn er es wieder sah, sollte das Kind das Wieglein haben.

Mann und Weib, beide kauten auf ihre Art an dem Mochen, den ihnen das Schicksal zwischen die Zähne geschoben hatte, oder war's der Zufall oder eine andere Möglichkeit dieses an Rätselfn reichen Erdenlebens? Jedes suchte auf seine Art sich der Kinderärmchen zu erwehren, die sie zu fühlen glaubten, jedes auf seine Art voller Verlangen und voller Troß.

Des Meisters Baß klang aus der Werkstatt. Um das zarte Stimmchen zu übertönen, das da in seinen Ohren lang, ihn mit Erinnerung und Sehnsucht plagte, sang er ein lautes kräftiges Lied. So ging die Woche zu Ende. Gerade rüstete sich der Schreiner zum frühen Feierabendschluß, da himmelte zaghaft das Glöcklein zu seiner Werkstatt. Ein Altweiblein schob sich herein.

„Ihr kommt zu spät,“ brummte Lilienbart. „Kommt wieder am Montag!“

„Mich treibt die Not,“ sagte die Alte kurz. „Ihr seid von Schwarzseen, darum komme ich zu Euch.“

„In dem Fall schlag ich's nicht ab,“ antwortete Lilienbart und streckte der Alten die breite Handfläche hin.

„Das Maß, Meister, und kommt!“ sprach die Alte und wollte zur Türe hinaus.

„Oh, eh, ohne einen Trunk geht mir keine vorbei, die mir die Heimat schickt, ohne meiner Kathrin Grüß Gott kommt mir keine fort, die von Schwarzseen berichtet,“ antwortete Lilienbart und zog die Widerstrebende die Stiege hinauf zu seinem Weibe.

„Kathrin, da ist eine, die kann von Schwarzseen erzählen!“ rief er fröhlich und stolz, daß die Heimat etwas von ihm beehrte. Diese Anhänglichkeit hatte er nicht verloren in den Jahren, da ihn die Stadt zum unabhängigen Mann gemacht hatte. Dieser altväterische Zug war ihm geblieben und stellte ihn in Kontrast mit der neuen Zeit, so, wie sein Schild in Kontrast stand zu den Kunstwerken in Schwarzweiß, mit denen seine Brüder im Handwerk ihr Können den Leuten ins Gedächtnis riefen.

„Heute nicht,“ wehrte die Alte der Gastlichkeit der Lilienbart. Sie nahm einen Zipfel ihrer dunkeln Schürze vor die Augen. „Heute fällt mir das Schlucken schwer.“

Da erkannten die Lilienbart, daß ein Totes zu bergen war, daß es einen Sarg zu schreiner gab und die Heimat nicht kam, um mit ihnen zu festen. Still führte der Mann die Alte zurück über seine Schwelle.

Straßauf, straßab ging es, in ein Hinterquartier, das sich um einen Hof gruppierte. Viele Stegentritte pufete die Alte voran. Selbst der Meister schnappte nach Atem, als die Frau im fünften Stocke eine Türe öffnete. Durch einen schmalen Raum, darin ein Haufen Kleider hing, kamen sie in einen zweiten. Den erhellte ein Kerzlein. Ein Weib lag langgestreckt auf dem Holz. Lilienbart vermochte das Gesicht nicht zu erkennen. Das war müde und abgehezt und glich keinem der Gesichter der Dorfschaft. Das war ein fremdes, armes Gesicht, dem nicht einmal der Todesfrieden das Elend abzwischen konnte. Er machte sich daran, das Maß zu nehmen. Wie er zu den Füßen kam, schoß etwas Kauendes empor, ein Goldköpfchen leuchtete auf im Kerzenschein, und blaue Augen, darin das Entsetzen sah, starrten den Meister an.

„Breneli,“ rief der aus seiner Ueberraschung heraus, „Breneli, Bre ...“

„Kennt Ihr sie wieder,“ fragte die Alte, „die Bre aus Schwarzseen ...“

„Die nicht,“ stotterte der Mann, „aber das Kind, das Kind ...“

„Nun ist's ein Waislein,“ jammerte die Alte, nahm das Kind beim Kopf und hüllte sein Gesicht in das dunkle Schürzentuch.

Der Meister betrachtete die Tote, und wie er sie jetzt ansah, langsam, langsam entwirrte er aus ihren Zügen die seiner Jugendgenossin. Das Maß entglitt seiner Hand.

„Ihr Leben ist bald erzählt, ihr Leben hier in der Stadt. Ein Jahr nach Euch kam sie hierher und hat vor zehn Jahren das Kind da aufgelesen, das Breneli, und konnte nicht sagen, wer es ihr in den Schoß geschafft hatte. Sie hat's groß gebracht, und heut, als es mit ihr zu Ende ging, da sagte sie: Der Lilienbart, der ist aus Schwarzseen, wie ich, der erbarmt sich meiner letzten Not. Nachbarin, bestellt das Särglein für mich bei ihm. Viel Holz brauchts nicht, hat sie gesprochen und ist dann gestorben.“ So berichtete die Frau.

„Die hat sich nicht geirrt in mir, die Bre,“ antwortete der Meister ruhig, nahm das Maß zu Ende und streckte die Hände nach dem Kinde aus. „Kommt, Breneli!“ Er ergriff das Zögernde und zog es fort aus der Totenkammer.

„Da hast du's,“ rief er seiner Frau entgegen, „das Breneli . . .“ Ein Ruck ging durch das Herz der Kathrin. Die Eiferfucht riß ihr am Herzen; aber die Liebe wollte auch darin aufgehen. Heftig nahm sie das Waislein an sich und bettete es ein in ihr üppiges Fleisch.

Das Kind ließ nach mit Weinen und drückte sich fest an die Kathrin. Die hielt ganz still vor Glück, wurde weich und sanft und tat mit dem Kinde, daß darüber dem Schreiner die Augen naß wurden: Seine Kathrin, seine wilde Kathrin! Heute wuchs sie ihm zum zweiten Male ans Herz, heute, nach dem ersten Male, damals, als er um sie gefreit hatte . . .

Bis spät in die Nacht flog sein Hobel über weiße Bretter. Bis früh in den Morgen sägte er und klopfte er und fügte Stück zu Stück. Daß das tote Elend gut

schlafen möchte, legte er von den Hobelspanen die frischesten in sein Werk, drückte sie zurecht, sodaß ein bequemes Lager entstand. Er paßte den Deckel auf und schnitt das Viereck heraus. „Eigentlich ist das Glaserarbeit,“ sprach er in Handwerkerstolz, setzte dann aber doch das Fensterlein ein, durch das das letzte Erdenlicht ins tote Antlitz fallen konnte. Dann schulkerte er den Sarg, trug ihn hinaus in die Nacht und hinauf, wo oben im fünften Stock die Bre lag. Mit sanften Händen bettete er sie ein. Ein dankbarer Blick streifte ihren erkalteten Schoß. „Daraus ist uns das Beste gewachsen, der Kathrin und mir, das Kind zum Liebhaben,“ dachte er. Er schloß den Sargdeckel und ging hinaus ins Frühlicht, so jung, so reich, als lägen, statt der fünfzig, ihm dreißig Jahrelein auf dem Rücken. Das Schild der Lilienbart glänzte im Morgenschein, himmelblau der Untergrund und glutrot die Rosen im grünen Gerant. Lustig summt er vor sich hin: „Lilienbart, Lilienbart! Mach mir eine Wiege, bau mir zur Himmelfahrt eine Stiege!“

Das Wunder des heiligen Veronius.

Nachdruck verboten.

Eine Geschichte aus Brabant, nach dem Leben geschildert von F. Dietler-Jaeger, Tweebeef.

(Schluß).

Das Fest von Ecauffines, das Fest der Heiratslustigen! In Ecauffines soll die Uebersahl der Mädchen besonders groß und die Lust, Ste.Cathérine's graziose Coiffure anzunehmen, besonders klein sein. Aber die Mädchen sind praktisch veranlagt hierzulande. Sie sehen sich nicht hin und klagen: „Je voudrais bien me marier, mais il me manque le fréquenté!“ — sie kämpfen mit Umsicht und Energie gegen das drohende Schicksal des Altjungferntums. Von alters her geben die heiratslustigen Schönen jeden Sommer ein Fest mit Waldspaziergang und Festzug, mit Picnick und Tanz und laden dazu alle heiratsfähigen Männer der Gegend ein. Diese werden dafür aufgefordert, sich unter den Gastgeberinnen womöglich eine Gattin auszuwählen.

So sind an diesem Sonntag auch von Tweebeef die meisten Einwohner nach Ecauffines gefahren, teils als Neugierige, teils als Eingeladene. In den engen Gassen, in denen die Julihitze brüdet, treiben sich nur wenige Kinder herum. Auf der Mauer der Brücke, die über die Seme führt, liegen einige Fabrikarbeiter, die Sonntagsdienst haben, lang ausgestreckt und verschlafen ihre Mittagspause. Auf den Türschwelle siten barfüßige Weiber, die schlafenden Kleinsten auf den Knien. In kleinen Gruppen hocken alte Männer beisammen. Die Füße halb aus den schweren sabots gezogen, sitzen sie auf ihren Fersen und beschwäzen und bespötteln die Tagesereignisse: daß die Hélène einen merkwürdigen Hut anhatte und die Marie einen Rock mit Falten und daß die Berthe endlich anfing, weniger dürr zu sein, das arme Gerippe . . .

„Dafür wird die Amélie magerer.“

„Der Jean-Pierre wird ihr Kummer machen.“

„Dummes Zeug!“

„Sie sind nicht mehr so viel beisammen.“

„Wird eine Laune sein. Wenigstens geht er mit keiner andern.“

„Wahr! Und sie ist beständig bei den alten Veroux.“

„Das gibt mal eine Hochzeit!“

„Mit dem Marcel sieht man ihn auch nicht mehr.“

„Sie sollen Streit gehabt haben!“

„Bewahre! Aber der Marcel weicht ihm aus.“

Unterdessen schritt Jean-Pierre allein durch die Felder und fragte sich, warum er die Amélie früher so hübsch gefunden. Eigentlich war sie doch recht klein und unbedeutend, und ihr

Lachen und Spötteln ärgerte ihn — und überhaupt! Die Mädchen waren alle langweilig und dumm, und er mochte keine, er mochte nicht heiraten — nein, wahrhaftig!

Da stand er vor dem Sintwaler Hof.

Wie eine Festung erhob sich dieser auf einem kleinen abgeflachten Hügel. In weitem Bogen führte die Straße auf das breite überdachte Hofstor zu. Links davon erhob sich das Wohnhaus, schmal und hoch, mit spitzem Giebel, weiß getüncht bis an das graue verwitterte Dach. An den Fenstern leuchteten brennend rote Geranien hinter weißen glatten Gardinen. An das Wohnhaus schlossen sich, im Viereck um den großen Hof herum gebaut, die Ställe, Scheunen und Wirtschaftsgebäude, niedrig und langgestreckt, Fenster und Türen nach der Hofseite, sodaß man von außen nur weiße Mauern mit regelmäßigen Loken, die Schießscharten glichen, sah.

Das große Hofstor stand offen. In dem wohlauferäumten Hof war nichts Lebendes zu sehen als einige Hühner und Enten und der große Hofhund, der an der Kette zu schlafen schien. Doch als Jean-Pierre ein kleines Lamm, das sich vor dem Tor sonnte, streichelte, fuhr er mit wütendem Gebell auf. Trotzdem zeigte sich niemand. Jean-Pierre wußte, daß der Bauer in der Stadt war, und daß Mägde und Knechte nach Ecauffines gefahren sein würden, hätte er gewußt, auch wenn er sie nicht am Morgen vollzählig begegnet hätte.

Während Pierre noch am Hofstor lehnte, wurde die Tür vom Wohnhaus geöffnet, und Antje trat heraus. Er sah reglos zu, wie sie zwei mächtige Kessel am Pumpbrunnen hinten im Hof füllte. Die Aermel hatte sie zurückgestreift; er sah die vollen kräftigen Arme, wie sich in der Anstrengung des Pumpens die Muskeln spannten, doch die Gestalt bog sich kaum dabei. Dann hingte sie die Kessel an eine Art Joch, das sie über die Schulter legte, und hochaufgerichtet, mit gleichmäßigen Schritten, kam sie über den gepflasterten Hof zurück. Erst bei der Tür bemerkte sie Jean-Pierre. Sie stellte die Eimer ab und fuhr mit der Hand über das blonde Haar, ohne zu grüßen. Da kam er näher und streckte die Hand aus.

„So geht das nicht weiter, Jean-Pierre!“ sagte Antje ruhig und bestimmt.

„Nein, so geht das nicht weiter!“ wiederholte Jean-Pierre ihre Worte.

„So geh und laß mich!“